

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 4 (1900)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Schweizerreisen und Naturbetrachtung  
**Autor:** Günther, Reinhold  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572187>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.12.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Schweizerreisen und Naturbetrachtung.

Von Dr. Reinhold Günther.

Eine fast überschwängliche Naturbegeisterung gehört zu dem Charakter der neueren Zeit. Jeder junge Mann, der eine dichterische Ader in sich verspürt, hat wenigstens einmal in seinem Leben die Abendsonne oder den erwachenden Frühling angefangen. Wir sehen zur Sommerszeit den Strom von Reisenden aus allen Völkern an uns vorbeifluten, der bis spät in den Oktober hinein an den vornehmsten Mittelpunkten des Fremdenverkehrs brandet. Jedermann fast ist heute ein Freund der Natur, und zum Ausdruck der modernen Bildung gehört der Sinn für landschaftliche Schönheiten aller Art.

Dem war nicht immer so! Kaum hundert Jahre sind es her, daß das Schweizerland in Hinsicht auf seine natürlichen Gaben, die ihm in so reichem Maße zu teil geworden sind, entdeckt wurde. Vorher galten besonders die Alpen der Mehrzahl der Menschen als der Inbegriff von jeder Art Schreck-

lichen Natur, und wenn sie auch das Christentum nötigte, in den bisher verehrten Quellen und Bergen, in See und Wald das Anflitz falscher Dämonen zu ahnen, so war doch dieses Durchgangsstadium ohne Zweifel bald überwunden. Auf der Höhe des Mittelalters, um das Jahr 1200, existiert wieder ein völlig naiver Genuß der äußern Welt und gibt sich lebendig zu erkennen bei den Minnedichtern der verschiedenen Nationen. Dieselben verraten das stärkste Mitleben in den einfachsten Erscheinungen, als da sind der Frühling und seine Blumen, die grüne Haide und der Wald. Aber es ist lauter Vordergrund ohne Ferne, selbst noch in dem besondern Sinne, daß die weitgereisten Kreuzfahrer sich in ihren Liedern kaum als solche verraten.“

Es ist darauf hingewiesen worden, „daß auch die Lage vieler Kirchen, Kapellen und Schlösser dafür spricht, daß die Geistlichen und Ritter des Mittelalters für landschaftliche



Schlacht bei Sempach. Gemälde von Konrad Grob.

Die Entwicklung des „landschaftlichen Auges“ im Menschen hängt enge zusammen mit der Befreiung der Individuen aus den Banden mittelalterlicher Weltanschauung. Erst durch die Zerkünderung der Forderung, daß Glauben wichtiger sei als Wissen, ward es möglich, dem Tatsächlichen, dem sinnlich Wahrnehmbaren, zu seinem Rechte zu verhelfen.

Wenn wir von den alten Hellenen absehen, so sind es zunächst und lange Zeit auch allein die Italiener gewesen, welche die Schönheiten und die Mängel einer Landschaft erkannten. Jakob Burckhardt sagt darüber: „Diese Fähigkeit ist immer das Resultat langer, komplizierter Kulturprozesse, und ihr Entstehen läßt sich schwer verfolgen, indem ein verhülltes Gefühl dieser Art lange vorhanden sein kann, ehe es sich in Dichtung und Malerei verraten und damit seiner selbst bewußt werden wird. Bei den Alten z. B. waren Kunst und Poesie mit dem Menschenleben gewissermaßen fertig, ehe sie an die landschaftliche Darstellung gingen, und diese blieb immer nur eine beschränkte Gattung, während doch von Homer an der starke Eindruck der Natur auf den Menschen aus zahllosen einzelnen Worten und Versen hervorleuchtet. Sodann waren die germanischen Stämme, welche auf dem Boden des römischen Reiches ihre Herrschaften gründeten, von Hause aus im höchsten Sinne ausgerüstet zur Erkenntnis des Geistes in der Landschaft-

Schönheit ein offenes Auge hatten.“ (Gustav Beyer: Geschichte des Reisens in der Schweiz, p. 18.) Ja, wenn wir nur in dem zeitgenössischen Schrifttum irgend eine Andeutung dafür fänden. Der Minnesänger lobte nicht die angenehme Lage eines festen Schlosses, sondern seine natürliche Stärke und die künstliche Ausgestaltung desselben. Wenn Burgen auf erhabenen Punkten liegen, die einen weiten ungehinderten Ueberblick gewähren, so sind eben diese Stellen unbequem zu berennen, indes ihr Besitzer auch sein ganzes Gebiet erschauen mag und sehen kann, wo und zu welcher Zeit der ihn besehende Nachbar einbricht. Daß Kirchen und Kapellen auf Bergesgipfel gestellt wurden, hat mit der Freude am Genuße des Fernblicks gar nichts zu thun. Der mittelalterliche Klerus erachtete ja gerade jedes Gefühl für die Natur als die Eingebung eines unreinen Dämons, und damit vereinigte sich die Lehre, daß der Mensch auf Erden lediglich vorübergehend weile und im Himmel seine wirkliche Heimat finde. So gut, wie man die Türme zum Himmel aufstieben ließ, damit sie schon in der Ferne dem Wanderer die Nähe des Allerheiligsten kündeten, ebenso wohl stellte man den Ort des Kultes selbst auf die Höhe, wo er auch von den laueren Christen nicht übersehen werden konnte.

Genug, das Mittelalter begeisterte sich wohl für schöne

Gärten und anmutige Haine, für die Blumenpracht des Frühlings und die reisende Ernte zur Sommerzeit, aber für Berge wie für Fernsichten mangelte ihm das Auge.

Der erste moderne Mensch, Dante Alighieri aus Florenz aber bestiegt bereits hohe Berge, um weit hinaus zu schauen über die Ebene hinweg auf das Meer, wo der Feuerball der Sonne versinkt. Petrarca erkletterte unter vielen Mühen in Begleitung seines jüngeren Bruders den Mont Ventoux bei Avignon. „Eine Beschreibung der Aussicht erwartet man nun allerdings vergebens, aber nicht weil der Dichter dagegen unempfindlich wäre, sondern im Gegenteil, weil der Eindruck allzu gewaltig auf ihn wirkt. Vor seine Seele tritt sein ganzes vergangenes Leben mit allen Thorheiten; er erinnert sich, daß es heute zehn Jahre sind, seit er jung aus Bologna gezogen, und wendet einen sehnsüchtigen Blick in der Richtung gen Italien hin; er schlägt ein Büchlein auf, das damals sein Begleiter war, die Bekenntnisse des heiligen Augustin — allein siehe, sein Auge fällt auf die Stelle im zehnten Abschnitte: „Und da gehen die Menschen hin und bewundern hohe Berge

Orte aber versetzten ihn in Staunen, weil er den deutschen „Barbaren“ solche Prachtentfaltung, wie er sie fand, vorher nicht zutraute. Ganz ähnlich benahm sich ein schweizerischer Humanist jener Zeit, der Einsiedler Stefan Albert von Bonstetten, welcher 1481 eine dem König Ludwig XI. von Frankreich gewidmete „Beschreibung des oberen Deutschlands“ herausgab. Die Städte finden darin eine verhältnismäßig überschwängliche Beurteilung, die Landschaften nur nebensächliche Erwähnung; immerhin heißt es von dem mons regina (der Rigi) voll Begeisterung, daß in alter Zeit Heilige sich in seinen Höhlen verborgen hätten, um Gott mit himmlischen Tönen zu preisen.

Täuschen wir uns demnach nicht. Trotz allem lateinischen Wortgeklingel blieb der Humanismus ohne Empfinden für großartige Naturschönheiten. Diese verwöhnten Stubengelehrten, welche, wie Clavean und Rhellicanus, die Alpen in schwunghaften klassischen Hexametern besangen, schielten bei der Beschreibung ihrer sogenannten Bergfahrten weit mehr nach den materiellen als den seelischen Genüssen, die ihnen bei denselben



Mittagsruhe. Gemälde von Konrad Grob.

und weite Meeresfluten und mächtig daherrauschende Ströme und den Ozean und den Lauf der Gestirne und verlassen sich selbst darob.“ Sein Bruder, dem er diese Worte vorliest, kann nicht begreifen, warum er hierauf das Buch schließt und schweigt.

Ein anderer Italiener, ein berühmter Humanist und Facetienschreiber, Poggio Fiorentino, besuchte zur Zeit des Konstanzener Konzils, etwa um 1414 die Schweiz. Er hinterließ uns die satzfam bekannte Beschreibung des damaligen Baden im Aargau. Er hat auch den Rheinfall gesehen, doch verlautet davon nichts in seinen Briefen, was beweist, daß ihm dieser Wassersturz durchaus nicht ungewöhnlich erschien. Merkwürdiger noch gibt sich der bekannte Gelehrte Aeneas Sylvio Piccolomini, welcher nachmals als Pius II. die dreifache Krone trug. Der begeisterte sich für die italienischen Landschaften; den Sommer von 1462 verlebte er im Kloster San Salvatore auf der halben Höhe des Monte Amiata im südlichen Toskana. Dieser Aufenthalt bildete „den Gipfel seines landschaftlichen Schwelgens“. Und dieser nämliche Mann hatte die Alpenländer von Wien bis Basel besucht, aber er schildert uns nur die Städte. Die Landschaften dort reizten ihn nicht, weil er sie mit denen seiner Heimat in keinen Vergleich bringen konnte; die bewohnten

bereitet worden. Dennoch wären solche Gedichte ganz und gar unmöglich gewesen, sofern nicht das Bedürfnis nach ihnen bestanden hätte, mit anderen Worten, wenn nicht größere Kreise der Bevölkerung Freude an Alpenreisen gefunden. Dies allein erklärt die große Beliebtheit, die solchen Carmina zu teil ward.

In das XVI. Jahrhundert fällt denn auch der Beginn der wissenschaftlichen Erforschung der Alpen. Die vier nachmals an der Reformation so beteiligten Männer, Vadian von Sankt Gallen, Myconius und Xyloctectus von Luzern, sowie Konrad Grebel von Zürich bestiegen im Sommer 1518 den Pilatus. Bekannt ist es, daß der damals bestehende See auf der Bründlenalp als Aufenthaltsort des verfluchten römischen Landpflegers angesehen ward, und 1387 sechs Luzerner Geistliche von der weltlichen Obrigkeit gebüßt wurden, weil sie ohne Erlaubnis den „Fracmund“ erkletterten. Das XVI. Jahrhundert glaubte noch fest und fest, daß der Alpsee bei einer Störung seines Wasserpiegels schweres Unwetter erzeuge. Erzählt doch der wackere Chronikschreiber Johannes Stumpf (1546): „Es solt vor kurzen jaren vergangen ein priester von Luzern auß fürwitz dareyn geworffen und darauff sich ein sölich rägenwätter und gewässer erhebt haben, darob mencklich erschrocken, vnnb bemelter priester, als bald die sach von jm offenbar, durch die

oberkeit in gefeandnuß gestraaft seyn worden. Gottes werck sind wunderbarlich.“

Wir wissen nun, daß Badian der Verfasser einer guten Anzahl von Abschnitten des durch Stumpf herausgegebenen Werkes gewesen ist; die Annahme liegt nahe, daß der Chronist die Nachrichten über den Pilatus ebenfalls seinem St. Galler Gönner verdankte. Dieser hat übrigens selbst eine Schrift von den Erlebnissen der Fracmunt-Besteigung hinterlassen, und daraus geht hervor, daß der geheimnisvolle See einen tiefen Eindruck auf ihn machte, und er ohne die doch immerhin mögliche Gefährde und wegen des dem Führer gegebenen feierlichen Versprechens, keine Steine ins Wasser zu werfen, von einer Verhöhnung des *genius loci* abstand. Die ganze Berichterstattung läßt erkennen, daß Badian, der gelehrte Naturkundige, eher an die Wahrheit des Gerüchtes glaubte, als es verwarf. Siebenunddreißig Jahre später, am 20. August 1555, stand eine andere gelehrte Gesellschaft auf dem Berge; ihr geistiges Haupt war der „deutsche Plinius“, Konrad Gesner von Zürich. Er sah den „Alpsee“ bereits als sumpfige Pfütze und schrieb die ganze Sage dem mittelalterlichen Aberglauben zu. Und wiederum drei Jahrzehnte später verjagte der aufgeklärte Stadtpfarrer Müller von Luzern den spukhaft-dämonischen Landpfleger vollends aus seinem Unkenreiche, indem er das Gewässer vor Zeugen mit Steinwürfen weiblich traktierte und den bösen Pilatus jedenfalls auch mit einigen urhigen Kraftworten herausforderte.

Ganz unzweifelhaft trug die Zerstörung dieses Aberglaubens viel dazu bei, die Berge mehr und mehr von dem Verdachte zu reinigen, als seien sie der Wohnsitz menschenfeindlicher Unholde. Immerhin wich das Grauen vor den „scheußlichen“ Hochalpen nur langsam, und vollends zum geistigen Genuße der Gebirgsnatur schlangen sich durch Jahrhunderte nur Wenige auf.

Der erste thatfächliche Alpenfreund ist wiederum Konrad Gesner gewesen, und es mag uns bedünken, daß er bei dem Anblick seiner geliebten Berge Trost fand für all die Bitternisse, unter deren dunkeln Schatten sein kurzes Leben verfloß. So sagte er einmal, indem er von der Absicht sprach, jedes Jahr eine Fahrt auf die ihm zugänglichen Gipfel zu unternehmen: „Welches Vergnügen, welche Wonne gewährt es doch dem Geiste, der Berge Niesenmassen bewundernd zu betrachten, und das Haupt gleichsam zu den Wolken zu erheben. Ich weiß nicht, auf welche Weise der Geist von der erstaunlichen Höhe durchdrungen und zur Bewunderung jenes höchsten Baumeisters hingerissen wird . . . Die Jünger der Weisheit mögen fortfahren, die Schauspiele dieses irdischen Paradieses mit den Augen des Leibes und des Geistes zu bewundern, und nicht zuletzt kommen in dieser Beziehung die hohen schroffen Berggipfel, die unzugänglichen Abstürze, die himmelanstrebenden, ungeheuren Wände, die steilen Felsen, die schattigen Wälder.“ Das sind Worte, welche der geistigen Entwicklung ihrer Zeit um mehr denn volle zwei Jahrhunderte vorauseilten. Selbst Albrecht Haller stand noch keineswegs auf der Höhe dieser Anschauungen, als er seine „Alpen“ dichtete.

Am deutlichsten erblickt dies aber aus den die Landeskenntnis beschlagenden Werken, welche zwischen Gilt Ischudis Zeiten (1505—1572) und den Tagen des großen Genfer Bergfreundes Horace Bénédict de Saussure (1740—1799) erschienen. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Darstellung der großen Bodenerhebungen.

Daß Sebastian Münster (*Cosmography* 1544) und Ischudi (1558) nur dreieckige Maulwurfshügel zeichnen, hat nicht viel zu bedeuten; denn die gesamte Kartographie stand damals noch in den Kinderschuhen. Als jedoch der in Frankfurt a. M. lebende Basler Kupferstecher Mathäus Merian die *Topographia Helvetiæ, Rhetiæ et Vallesiæ* herausgab (1642 1646), war man auf eine höhere technische Stufe gelangt, wie gleichzeitige französische Kartenwerke darthun. Dennoch, man betrachte sich nur das ganze Werk, und Merian wollte darin doch sein bestes Können zeigen — wie sind die Gebirgslandschaften behandelt worden. Welche geringe Gabe besaß der Zeichner für die charakteristischen Formen der Natur. Peyer (a. a. O. S. 59) vermutet gewiß richtig, wenn er annimmt, der Topograph habe z. B. den Grindelwald-Gletscher gar nie gesehen. Späthast ist es ferner, wenn wir bemerken, wie der brave Mann, der „ganz Europa in Kupfer stach“, die Weinberge in der Umgebung der bewohnten Orte mit so peinlicher Genauigkeit schilderte, daß selbst die den Vesulapfäben gleichenden Flecken in voller Symmetrie geordnet wurden. Aber, vergesse man nicht, daß dem XVII. und auch dem größten Teile des XVIII. Jahrhunderts die Landschaft des Zürichsees darum so angenehm erschien, weil die Ufer vornehmlich Weinberge und Obstgärten zeigten, indes der Bierwaldstättersee als merkwürdig zwar, aber keinesfalls für schön galt. Hatte doch Leopold Chjat von Luzern (1661) noch viel von den scheußlichen Ungeheuern zu erzählen gewußt, welche einmal in den Klüften der Urschweiz ihr Wesen getrieben haben sollten, und die vielleicht noch in einzelnen Exemplaren am Leben sein konnten. Ueberhaupt ward ja in jener auch politisch so verlogenen Zeit das tollste Zeug von den Alpen berichtet. So behauptet der Belgier Daniel Gremita (gestorben 1613) in dem seinerzeit vielbewunderten Werke *De Helvetiorum situ* etc., auf dem großen St. Bernhard und anderwärts müßten die Alpenbewohner aus Mangel an erdigem Boden ihre Toten im Eis begraben, während andere, vom Geize getrieben, ihre Herden auf den höchsten Bergen weiden und in gänzlicher Abgeschiedenheit, unglücklich wie die Tiere, ihre Sprache verlernen. Ein Klostoker Professor hinwiederum bewies in einer 1705 erschienenen Abhandlung „von der gesunden Luft“ mit Aufwendung großer (wir hätten lieber gesagt: „barbarischer“) Gelehrsamkeit, daß die „Schweizerluft“, wie diejenige in den Tiroler und Kärntner Gebirgen, wegen ihrer Ungeundheit und Grobheit die Gemüter der Bewohner ganz dumm mache. Daher rühre auch bei den Schweizern das Heimweh, weil sie in der Fremde eine gesündere und reinere Luft nicht vertragen können, „gleich Wiedehopfen, die an den überriechenden Mist gewöhnt, anderswo nicht leicht gedeihen.“ (Peyer a. a. O. S. 60/61). (Schluß folgt).

## Sturm.

Hussa! huh! Du toller Sturm,  
Lass' es mich vergessen,  
Daß ich armer Erdenwurm  
Flügel nie besessen!

Hussa! hopp! Durch feld und Forst  
Trag' den Geist von hinnen,  
Führ' ihn heim zum Falkenhorst  
Hoch auf Bergeszinnen!

Hussa! hui! Vom Herdenstall  
Löse meine Pferde,  
Jag' sie, hopp! mit Peitschenknall  
Durch die weite Erde!

Hui! Durch unserer Thäler Kot  
Sturm, was soll dein Heulen?  
Schlage alle Leiden tot,  
Du, mit deinen Keulen!

Hopp! Geselle, ohne Ruh  
Lass' mich mit dir schweben,  
Fessellos und stark, wie du,  
Ueber Grab und Leben!

Isabelle Kaiser, Bedenried.

